

Der Hirte Daniel

von Elisabeth Strasser

„Weißt du, wer das ist?“

„Das ist der heilige Josef.“

„Richtig. Das ist Josef, der Nährvater.“

Anna schaut lächelnd auf das kleine Mädchen hinab, das antwortend zu ihr aufsieht, und zieht den wollenen Schal enger um den Kopf, denn es ist eiskalt in der Kirche, in der sie mit Katharina vor der Weihnachtskrippe steht, damit ihr Patenkind sie sich genauer und ganz aus der Nähe ansehen kann.

Katharina will gerade fragen, was das sei, ein *Nährvater*, als ihr die Krippenfigur auffällt, die direkt vor ihr steht. Ein etwa zwölf Zentimeter hoher bartloser Jüngling mit dunklem Kraushaar, auf einem Bein kniend, die linke Hand auf einen Hirtenstab gestützt, das Gesicht von einem Lächeln erhellt, den Blick gradeaus gerichtet. Katharina braucht ihre *Goli*, wie sie ihre Tante und Taufpatin nennt, nicht zu fragen, wer das ist, sie weiß es ganz einfach: Es ist Daniel, der Hirte Daniel.

Katharina nimmt ihn in die Hand, groß sieht er aus in ihren kleinen Händen, doch leicht fühlt er sich an, gerade so, als würde er genau dahin gehören, in ihre Hände.

„Lass ihn stehen“, flüstert die *Goli* erschrocken. – „Aber von hier aus“, sagt Katharina, „von hier aus kann er das Christkind doch gar nicht sehen.“

Sie stellt den Hirten Daniel direkt neben Josef, den Nährvater, sodass er dem Christkind ganz nahe ist.

Als die knapp fünfjährige Katharina Gruber an diesem Neujahrstag 1940 die Figur des Hirten aus der Weihnachtskrippe der Kirche von St. Peter in der Hand hielt, hatte sie keine Ahnung davon, dass im Jahre 1639 Daniel Schmiedleitner sich selbst in dieser Figur hatte darstellen wollen, so wie er in seiner Jugend gewesen war.

* * *

Der Kristalluster im Wohnzimmer brennt. So stellt Irene sich vor. Ein hell leuchtendes, funkensprühendes Feuer, das nur strahlt und nichts verbrennt. Weil er glitzert und funkelt, so wie Mamas Diamantohrringe, nur noch viel mehr. Feuer sprüht umher, Funken fliegen. Wie draußen das Feuerwerk.

Man hatte Irene nach dem Abendessen unter dem erleuchteten Kristallluster ins Bett geschickt. Die Eltern standen mit ihren Gästen nun gegen Mitternacht draußen auf dem Balkon, Sektgläser in den meist behandschuhten Händen, mit denen sie anstießen auf ein frohes, glückliches neues Jahr, während sie das Feuerwerk nicht aus den Augen ließen, die rieselnden Sterne und Fontänen aus rotem, grünem und weißgelbem Feuer.

Irene hatte natürlich nicht einschlafen können, sie stand am Fenster, hatte den dunkelblausamtenen Vorhang ein Stück beiseite geschoben und betrachtete ebenfalls das Feuerwerk. 1980 hieß das neue Jahr. Und kommenden Februar wurde sie fünf Jahre alt.

* * *

Daniels dunkelbraune Locken wuchsen nach der Operation nach, kräuselten sich wie davor um seine hohe Stirn und wurden von seiner Mama, die nicht seine Mutter war, zurückgestrichen, ihn beruhigend, wie so oft. Doch nichts war wie zuvor. Die Pläne waren hinter seiner Stirn, in seinem Kopf, der aufgebrochen worden war. Sie waren da wie davor, aber sie waren anders. Seine Stirn war vom Tod geküsst worden, wie er sich sagte, manchmal. Es gab ein Davor und ein Danach. Und es gab ein Jetzt.

* * *

Alle reden vom Krieg und von den Gefallenen. Vom Ende reden sie, vom Ende des Krieges die einen, vom Endsieg die anderen. Die Goli lacht nicht wie sonst immer, wenn sie auf Besuch da ist. Sie habe ihren Sohn verloren, sagt die Mutter zu Katharina als Erklärung. Von jetzt an trägt die Goli nur mehr Schwarz und lacht nicht mehr. Irgendwann wird sie es vielleicht wieder tun, denkt sich Katharina, die beim Mittagessen still und von der Traurigkeit der Goli angesteckt, neben ihrem Bruder Rudolf sitzt, von dem die Mutter gerade ihren Schwestern berichtet, dass er im Gymnasium Vorzugsschüler sei, um irgendetwas zu sagen, irgendetwas Erfreuliches, irgendetwas, das nichts mit dem Krieg zu tun hat.

Rudi ist zwölf und Kathi acht. Bald kommt ein neues Jahr, es wird 1945 heißen.

Am Stefanitag, dem 26. Dezember, dem zweiten Weihnachtsfeiertag, traf die zahlreiche Verwandtschaft wie jedes Jahr zusammen, saß in der großen Bauernstube am großen Tisch. Ein paar fehlten, einer von denen, die fehlten, würde nie mehr kommen, Anton, der älteste Sohn von Mutters Schwester Anna, der Goli, wie die Kinder die Taufpatin nannten.

Der Vater hatte vor Weihnachten ein Schwein geschlachtet, „schwarz“, wie sie sagten, was Katharina das Essen irgendwie unheimlich machte. Die Erwachsenen saßen nach dem Mittagmahl noch lange am Tisch beisammen, redeten vom Krieg und den Gefallenen und vom Ende des Krieges, das hoffentlich doch vielleicht bald kam.

Rudi verließ den Tisch als erster, Kathi blieb noch eine Weile sitzen, bis die Neugier, was Rudi trieb, sie aufstehen und ihm folgen ließ. Sie fand ihn schließlich in ihrem Schlafzimmer, er saß beim Tisch am Fenster und war mit irgendetwas beschäftigt, vertieft geradezu. Als sie sich ihm näherte und entdeckte, was er tat, begann Kathi zu schreien und auf ihren Bruder mit ihren Fäusten einzuprügeln, der – wie aus wichtigen Gedanken gerissen – gar nicht begriff, was seine kleine Schwester so aufbrachte, er war doch nur neugierig gewesen und schließlich ein wenig enttäuscht, denn nur Sägespäne, nichts als Sägespäne waren in dem Kopf drinnen gewesen. Trotzdem, es hatte sich gelohnt irgendwie, denn er wusste es jetzt, seine Neugier war befriedigt.

Katharinas Puppe lag auf dem Tisch, Rudi hatte sein neues Taschenmesser, ein Weihnachtsgeschenk, einfach ausprobieren wollen. Und mit diesem ersten Ausprobieren wollte er endlich wissen, was in dem Kopf der Puppe drin war, mit der Kathi ohnehin kaum noch spielte. Doch er hätte es besser wissen müssen eigentlich, er hätte das Theater voraussehen müssen, das sie nun aufführte. Ein paar Momente ließ er einfach zu, wie ihre kleinen Fäuste gegen seine Arme und seine Brust schlugen, dann fing er ihre Hände mit den seinen ein, spürte, wie ihre Wut verebte, aus dem Kreischen ein Heulen und Weinen wurde, schließlich ein verhaltenes Schluchzen, sie ihre Hände den seinen entschlüpfen ließ, sich von ihm abwandte und das Gesicht im Polster vergrabend auf ihr Bett warf. – „Aber Kathi, das habe ich nicht ...“ – Sie kreischte nochmals auf und schlug mit der Faust auf das Bett, sodass Rudi das Zimmer verließ. Es tat ihm leid, sie tat ihm leid, aber er hatte doch bloß ... Er war doch bloß neugierig gewesen und außerdem, es war doch nur eine Puppe ...

Die Goli ging am Nachmittag noch einmal in die Kirche. Sie saß mit dem Rosenkranz zwischen den Fingern vor der großen Marienstatue und betete oder fluchte, wer konnte das sagen, beides war möglich, und beides tat sie tatsächlich. Katharina war ihr

gefolgt, sie setzte sich aber nicht neben sie, sondern ging zum Seitenaltar, auf dem wie jedes Jahr die Krippe aufgebaut war. Katharina schaute sie genau an, betrachtete die kunstvoll und so lebensecht geschnitzten Figuren. Den Hirten, dem sie vor ein paar Jahren den Namen Daniel gegeben hatte, weil sie sich ganz sicher war, dass er so hieß, obwohl sie jetzt nicht mehr hätte sagen können, wie sie überhaupt darauf gekommen war, hatte man wieder an einer Stelle ganz am Rand aufgestellt, von der aus er unmöglich das Christkind in der Krippe sehen konnte. Warum tat man das bloß? War der alte Mesner wirklich so dumm, nicht zu bemerken, dass dieser Hirte hier völlig falsch stand? Katharina streckte ihren Arm aus und griff nach dem kleinen Hirten, fühlte ihn in den Händen, leicht und gut fühlte er sich darin an. Sie betrachtete die Figur, das fein geschnitzte Gesicht des Jünglings, das ein leichtes Lächeln erhellte, seine dunklen Locken, seine linke Hand, die den Hirtenstab festhielt, während seine rechte locker auf seiner Brust lag. Sie musste auf einmal an Rudi denken, der so böse war, der einfach so ihre Puppe zerstört hatte. Dann dachte sie an Anton, ihren Vetter, den man auch ... Sie hatte heimlich noch zugehört vorhin, als alle dachten, sie wäre bereits fort, doch sie hatte hinter der Tür noch gelauscht, hörte, wie jemand erzählte, eine Granate hätte seinen Kopf zerschmettert, jemand, der dabei gewesen war, hatte das jemandem berichtet, der nun bei ihnen zu Besuch war. Man hatte darauf vergessen, dass Kathi sich noch in der Nähe befand, in Hörweite, hatte ohne Bedenken gesagt, wie es gewesen war ... Toni war doch immer so lustig gewesen. Als er das letzte Mal hier gewesen war, hatte er sie im Saustall hochgehoben und über dem Gatter durch die Luft geschwenkt, über der großen Sau mit den Ferkeln. Sie hatte gekreischt und gelacht und Anton hatte gerufen: „Gleich lass ich dich zur Olli fallen“, und Kathi hatte noch mehr gelacht, weil sie wusste, dass Toni nur Spaß machte. Sie hatte sich gefreut, wie stark seine Arme waren, die sie so fest hielten, dass er sie nie zur Olli hineinfallen lassen würde, vor der sie wirklich großen Respekt hatte ... Jetzt war Toni tot, eine Granate hatte seinen Kopf zerschmettert. Aber Rudi lebte noch, ihr Bruder, den sie doch trotz allem lieb hatte, auch wenn er heute das mit ihrer Puppe angestellt hatte. Doch es war nur eine Puppe mit Sägespänen im Kopf ...

Unwillkürlich drückte sie den hölzernen Hirten Daniel an die Brust, als könne er sie trösten. Im nächsten Jahr würde der alte Mesner ihn wieder an den falschen Platz stellen, das war gewiss. Er war eine Nebenfigur, nicht so wichtig wie Josef, der Nährvater. Keinem würde auffallen, wenn er nicht mehr da war. Niemandem ging er ab, wenn er fehlte. Er war gewiss traurig, weil er das Christkind nicht sehen konnte, obwohl er ihm doch so nahe war. Katharina hörte die Schritte der Goli, sie war von

ihrer Bank aufgestanden und näherte sich dem Mädchen. Schnell verbarg Katharina den Hirten Daniel unter ihrem Mantel und folgte ihrer Taufpatin aus der Kirche.

* * *

Das Schwein, das letzte Schwein. Sie trieben es fort mit ihren Stöcken. Dass sie den ganzen Hausrat mitgenommen hatten, der ihnen brauchbar schien, die Fässer aus dem Keller, das alles erschien Daniel Schmiedleitner weniger entsetzlich, als nun mitanzusehen, wie sie sein letztes Schwein davontrieben. Wie lange dauerte das schon? Wie lange würde es noch dauern? Achtzehn Jahre Krieg. Der letzte dieser fremden Soldaten wandte sich um, rief etwas in einer fremden, barbarischen Sprache und warf eine Fackel ins Stroh.

* * *

„Im Jahr 1780 brannte die Kirche nach einem Blitzschlag ab“, notierte Irene. Erst Blitzschlag und dann, gut anderthalb Jahrhunderte später, Bombentreffer. Aber soweit war sie noch nicht. Sie war erst beim August 1780 und noch nicht beim 2. Februar 1945. Die Bahnstrecke war natürlich ein wichtiges Ziel der Alliierten gewesen. Kriegsmaterial wurde da transportiert. Nur dass eine der Bomben das Ziel verfehlt hatte und auf die nahe Kirche von St. Peter gefallen war. Kollateralschaden nannte man das wohl. Die Kirche im Heimatdorf ihres Vaters, die sie selbst oft besucht hatte, wenn sie bei den Großeltern zu Besuch war und bei der Tante Kathi, war zum zweiten Mal zerstört worden. Ihr Vater kannte sie noch im Zustand nach dem Brand von 1780, sie selbst kannte sie nur mehr als karge und notdürftige Wiederherstellung aus den 1950er Jahren, nachdem man den Schutt weggebracht hatte. Die Inneneinrichtung war völlig vernichtet worden, nur die Außenmauern stehen geblieben. Schlicht und notdürftig hatte man sie eingerichtet. An Stelle der barocken Altäre, des Hochaltars mit dem Himmelfahrtsbild, des Marien- und des Herz-Jesu-Seitenaltars, hatte man ein schlichtes Kreuz, eine zeitgenössische Madonnenstatue und zumindest noch eine spätbarocke Skulptur, die den heiligen Petrus, den Kirchenpatron, darstellte, angebracht. Letztere hatte eine Nachbarpfarre aus Mitleid mit den St. Peterern zur Verfügung gestellt.

Die Geschichte dieser Kirche zu schreiben war nun ihre, Irenes, Aufgabe. Ihre Verbindung zum Dorf St. Peter, die darauf beruhte, dass ihr Vater, der recht bekannte, um nicht zu sagen sogar berühmte, Neurochirurg Dr. Rudolf Gruber, 1932 in diesem Dorf geboren worden war, hatte ihr diesen Auftrag, den sie sehr wohl brauchen konnte, eingebracht. Wenn man schon jemanden kennt, der Kunstgeschichte studiert hat und noch dazu besondere Verbindungen zu St. Peter hat, dann erteilt man dem schon den Auftrag, einen „Kirchenführer“ zusammenzustellen, wenn man selbst kunstinteressiert ist und Pfarrer in einem kleinen Dorf, das nun einmal gar keine kunsthistorisch wertvolle Kirche vorzuweisen hat, wegen des Kollateralschadens. Dann lässt man eben die Geschichte einer Kirche schreiben, die es eigentlich nicht mehr gibt, die nur noch in Erinnerungen und in Erzählungen vorhanden ist und durch ein paar Schwarzweißfotos.

Bei dem Brand von 1780 war die gesamte vor 1600 entstandene Einrichtung der Kirche zerstört worden, mit Ausnahme der Weihnachtskrippe, die im Pfarrhof aufbewahrt wurde. Und gerade diese Weihnachtskrippe war etwas ganz Besonderes, ihr Vater hatte sie natürlich noch gekannt und Irene von ihr erzählt. Es erschien damals den Leuten wie ein Wunder, dass die Krippenfiguren, vielleicht tatsächlich das Wertvollste, was die Kirche besaß, bei jenem Brand nicht zerstört worden waren. Sie wurden in der Folgezeit fast wie Reliquien verehrt. Ein gewisser Daniel Schmiedleitner hatte die Figuren, von denen es noch einige Fotografien gab, in den Jahren 1636 bis 1639 geschnitzt. Doch die Bombe vom Februar 1945 hatte auch sie vernichtet. Einen Tag zu früh war sie gefallen. Denn der 2. Februar, der Lichtmesstag, war der letzte Tag, an dem die Krippe in der Kirche aufgebaut war, am nächsten Tag wären die Figuren wie jedes Jahr im Dachboden des Pfarrhofes verstaubt worden. Der 2. Februar war morgen und Irenes Geburtstag. Morgen, am 2. Februar 2005, wurde sie dreißig Jahre alt.

* * *

Moses im Weidenkörbchen. Daniel hörte gebannt zu, wie die Religionslehrerin davon erzählte. Eine Prinzessin, die Tochter des Pharaos, findet das Körbchen und nimmt das ausgesetzte Kind als ihr eigenes an. Warum Daniel diese Geschichte so besonders faszinierte, hatte einen besondern Grund: Er hatte nämlich ähnliches erlebt. Nicht bewusst, sodass er davon hätte erzählen können, sondern weil man ihm davon berichtet hatte. An seinem zehnten Geburtstag hatte man das getan, am Silvestertag

1979, denn am Silvestertag feierte er seinen Geburtstag, obwohl er tatsächlich einen oder zwei Tage früher geboren war. Seine Mama hatte wie jedes Jahr eine Schokoladentorte gebacken und mit Bananenstückchen verziert, so mochte er es am liebsten. Nachdem er sein erstes Tortenstück gegessen hatte, hatte sie sich vor ihn hingestellt, Papa einen ganz seltsamen Blick zugeworfen, der daraufhin die Schultern gezuckt hatte, und zu reden angefangen: „Daniel, du bist jetzt zehn Jahre alt, also schon ein richtig Großer und ein ganz Gescheiter bist du ja auch. Deshalb erzählen wir dir jetzt etwas, bevor du es gerüchteweise vielleicht von jemand anderem hörst. Weißt du, es ist nämlich so, dass dein Papa nicht dein richtiger Vater ist.“

Josef Holzinger brummte etwas vor sich hin und Daniel schaute zu ihm und lächelte ein wenig, weil er natürlich schon Geschichten gehört hatte über Kinder, deren Väter nicht die waren, für die sie sie hielten, sondern ganz andere, Könige zum Beispiel.

Martha Holzinger, seine Mama, sprach weiter: „Und deine richtige Mutter, weißt du Daniel, obwohl ich dich sehr lieb habe und ich immer für dich deine Mama bin, deine richtige Mutter bin ich auch nicht, denn du bist ein Findelkind. So ist das, und jetzt ist es gesagt.“

Vielleicht, hatte sich Martha Holzinger gedacht, nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, es sei doch noch ein wenig zu früh gewesen, Daniel hinsichtlich dieser Tatsache aufzuklären, doch sie hatte einfach Angst davor, dass sich irgendjemand im Dorf verplapperte, dass Daniel von irgendjemand anderem die Wahrheit erfuhr, das hätte er ihr wahrscheinlich nie verziehen. So war sie dem also zuvor gekommen. Und es hatte Daniel gewiss nicht geschadet, höchstens seine Phantasie angeregt. Freilich hatte das Folgen, wie zum Beispiel, dass Daniel sie später manchmal angebrüllt hatte, wenn sie ihm etwas verbat: „Du bist ja gar nicht meine Mutter, du hast mir gar nichts zu sagen!“ Ja, das kam von da an durchaus vor. Trotzdem sah er sie weiterhin als seine *richtige* Mutter, er hatte ja sonst keine und sie war ihm eine gute Mutter, daran gab es keinen Zweifel, wie ihm auch Josef Holzinger ein guter Vater war.

Daniel hatte man natürlich nicht in einem pechbestrichenen Weidenkörbchen in einem Fluss treibend gefunden, sondern in Decken gewickelt am Silvestertag 1969 vor der Kirchentür von St. Peter. Wer seine Mutter war, hatte man nie herausgefunden. Der damalige Mesner, der gerade in die Kirche wollte, um die Jahresschlussandacht vorzubereiten, hatte den Säugling einfach vor der Tür gefunden und ihn zu seiner Schwester gebracht, der damals seit zehn Jahren mit unerfülltem Kinderwunsch

verheirateten Martha Holzinger. Diese hatte das Kind dann adoptiert und war seine Mutter geworden.

* * *

Was sie mit dem Kind gemacht hatten? Es war nichts mehr da außer der blutigen Decke. Vielleicht hatten sie es geschlachtet wie ein Schwein und mitgenommen. Es war ein Junge gewesen und somit ein potentieller feindlicher Soldat. Der Krieg konnte noch dauern, so lange bis sein Sohn erwachsen wäre und kämpfen konnte. Was sie aber mit Lena getan hatten, seiner Frau mit dem schönen langen roten Haar, das hatte er nicht gesehen, vielmehr gehört. Im Schweinestall war sie überrascht worden, dort hatten sie sie zu Boden geworfen, ins frisch aufgeschüttete Stroh, und waren über sie hergefallen, ihrer zehn waren es gewesen, bis ihre Schreie verstummt waren, Schreie, die sie zunächst noch mehr angestachelt hatten. Als sie still war und mehr tot als lebendig, hatten sie genug gehabt von ihr und einer stach mit einer Lanze in ihren Bauch. Dann hatten sie vom Hausrat geraubt, was sie brauchen konnten und mitzunehmen vermochten, und hatten das letzte Schwein aus dem Stall getrieben mit ihren Stöcken, und der letzte der fremden Soldaten hatte sich umgedreht und die Fackel ins Stroh geworfen. Im dreimal sechsten Jahr des Krieges war das gewesen.

* * *

Daniel war ein Sohn, auf den seine Eltern stolz sein konnten. Matura mit Auszeichnung, danach fing er sein Jura-Studium an. Und dann begannen die Kopfschmerzen. „Du bist überanstrengt“, hatte Martha Holzinger gesagt. Daniel hatte eine Reise gemacht, eine Bildungsreise zwar, doch vor allem eine Reise zur Erholung, im Sommer 1989 war das gewesen. Aber die Kopfschmerzen waren nach der Reise nicht nur geblieben, sondern schlimmer geworden. „Du solltest vielleicht doch zu einem Arzt gehen“, hatte Martha Holzinger, seine Mama, die nicht seine Mutter war, geraten, und Daniel hatte schließlich nachgegeben, weil die Kopfschmerzen tatsächlich ein unerträgliches Ausmaß angenommen hatten. Der Hausarzt im Dorf hatte ihn an einen Spezialisten überwiesen, der angeblich tatsächlich berühmt war und außerdem ein Freund des Hausarztes, Dr. Gruber nämlich, der aus dem Dorf stammte und jetzt in der Hauptstadt eine Koryphäe war angeblich. Und der stellte im März

1990 den Tumor fest in Daniels Kopf und schnitt ihn auf, wie er früher den Kopf der Puppe seiner kleinen Schwester aufgeschnitten hatte.

* * *

„Meine Stirn ist vom Tod geküsst worden.“ Irene lachte äußerlich, innerlich aber verliebte sie sich bei diesen Worten in den, der sie ausgesprochen hatte.

Daniel war etwas Besonderes, das hatte sie bald gemerkt, als sie näher mit ihm zu tun bekam. Sie studierten beide Kunstgeschichte, Irene, weil sie das immer schon wollte, Daniel, der zunächst Rechtswissenschaften studierte, dann aber, nach seiner Gehirnoperation, nachdem der Tod seine Stirn geküsst hatte, wie er sich ausdrückte, etwas anderes wollte. Irgendwann kamen sie darauf zu sprechen, dass er in dem Dorf St. Peter aufgewachsen war, aus dem ihr Vater stammte. Eine weitere Gemeinsamkeit, dachte Irene, und Daniel schien ihr noch eine weitere Spur vertrauter und näher und lieber. Zuletzt erfuhr sie auch noch, dass niemand anders als ihr Vater es gewesen war, der den Kopf unter diesen schönen dunklen Locken geöffnet, in ihn hineingesehen und das böse Gewächs daraus entfernt hatte. Und als sie das wusste, war er ihr mehr als ein Geliebter, da wurde er ihr auch so etwas wie ein Bruder. Doch er ahnte nichts davon und hatte das schlaksige zwanzigjährige Mädchen, mit dem er im Sommersemester 1995 ein Seminar besucht und sich gelegentlich mit ihr freundschaftlich unterhalten hatte, bald vergessen.

* * *

Er war feig gewesen und hatte zugesehen, heimlich versteckt in seinem Apfelbaum vor dem Haus, auf den er geklettert war, als die fremden Soldaten ankamen, während er von seinem Feld zurückkehrte. Von dort aus hatte er gesehen, wie sie zunächst ins Haus stürmten, niemanden fanden, nur den Säugling in der Wiege und dann die Frau im Schweinestall. Von seinem Apfelbaum hatte er ihre Schreie gehört und hatte er gesehen, wie sie den Hausrat raubten, sein letztes Schwein davontrieben und einer dann die Fackel ins Stroh warf. Aber was hätte er tun sollen? Seiner Frau und seinem Kind hätte er nicht helfen können, die Soldaten hätten ihn einfach getötet. So aber hatte er überlebt, versteckt auf seinem Apfelbaum. Nachdem die Soldaten fort gewesen waren, war er vom Baum geklettert und hatte sich auf den Weg ins Dorf gemacht. Bis dorthin waren die fremden Soldaten nicht gekommen, sie hatten einen anderen Wege

genommen, den auf die Stadt zu. Der Pfarrer hatte ihn aufgenommen und ihm, der schon manche kunstvolle Schnitzerei hervorgebracht hatte, vorgeschlagen, er könne seine Zeit doch damit verbringen, für die Kirche eine Weihnachtskrippe zu schnitzen. Er hatte damit begonnen und Figur um Figur geschnitzt. Immer und immer eine neue dazu. In die letzte aber, die er schnitzte, wollte er seine ganze Seele legen. Einer der Hirten sollte es sein, in diesem wollte er sich selbst darstellen, jünger als er jetzt war, unbeschwerter und ohne Sorgen, voller Hoffnung und an das Gute glaubend. Niemand achtete besonders auf die Figur dieses letzten Hirten, die ihm so viel bedeutete, sie war einfach eine der Krippenfiguren, kein wichtige, eine Nebenfigur bloß. Und trotzdem war sie ihm am besten von allen gelungen.

* * *

Irene verbrachte die Zeit im Haus ihrer Tante Kathi, dem Haus, in dem ihr Vater aufgewachsen war. Das Haus hatte sich seither kaum verändert, obwohl es nun kein rechter Bauernhof mehr war, denn Katharina hatte den Grundbesitz verpachtet, hielt nur mehr ein Schwein und eine Schar Hühner und lebte dort allein.

Vor Irene ausgebreitet lagen Schwarzweißfotos, die eine Ahnung davon gaben, wie die Kirche von St. Peter bis zu jenem 2. Februar 1945 ausgesehen hatte. Neben den Fotos lagen Kopien aus dem Pfarrarchiv, handschriftliche Notizen, schwer lesbar. Eine Zeile aus dem Dezember 1639 merkte kurz an, dass die neue Weihnachtskrippe, von einem gewissen Daniel Schmiedleitner geschnitzt, erstmals aufgestellt und gesegnet worden war. Irene hätte gerne gewusst, was aus Daniel Schmiedleitner geworden war, nachdem P. Konstantin, der jetzige Pfarrer von St. Peter, ein besonders historisch und kunstgeschichtlich interessierter Mann, ihr erzählt hatte, was er in den Archiven, die durchzustöbern sein Hobby war, erfahren hatte. Einen Hof habe Daniel Schmiedleitner besessen, etwas außerhalb des Dorfes, der im 30-jährigen Krieg geplündert worden sei, drei Jahre sei er im Pfarrhof geblieben und dann fortgegangen. Niemand wisse, wohin.

* * *

Im Frühling wollte er weiterwandern. Nichts hielt ihn mehr hier. Sein Hof war verbrannt. Sie hatten seinen Hausrat geraubt und das letzte Schwein fortgetrieben. Sie

hatten seinen Sohn abgeschlachtet und seine Frau geschändet und getötet, während er sich auf dem Apfelbaum versteckt hatte, aus Angst um sein Leben. Er steckte den Beutel mit Münzen ein, den ihm der Pfarrer in die Hand gedrückt hatte als Lohn für seine Krippenfiguren. Er lehnte ab, zu bleiben, wollte weiterwandern. Nichts hielt ihn mehr hier im Dorf. Was hielt ihn überhaupt noch in der Welt?

* * *

Die Schlechtigkeit der Menschen. Etwas steckte in ihnen, so wie ein böser Tumor in seinem Gehirn gesteckt hatte, den man immerhin herausschneiden hatte können, doch das Böse konnte man den Menschen nicht herausschneiden. Menschen schufen sich Gesetze, in denen sie nach guter Ordnung leben konnten, nach möglichst guter Ordnung, einer behelfsmäßigen Ordnung. Wer aber das Böse nur unterließ, um nicht in Konflikt mit Gesetzen zu kommen, war nicht gut. Doch viele Menschen taten dennoch Gutes. Seine Zieheltern zum Beispiel. In Wahrheit aber waren sie keineswegs besser. Sie hatten sich ein Kind gewünscht und kein eigenes bekommen, so hatten sie ihn bereitwillig aufgenommen. Aus keinem anderen Grund. Aus keinem anderen als aus Eigennutz in Wahrheit. Und seine wirklichen Eltern? Seine Mutter, die ihn einfach vor die Tür der Kirche gelegt hatte? Oder war es jemand anders gewesen, der ihn ihr weggenommen und vor die Kirchentür von St. Peter gelegt hatte? Und wenn sie es selbst gewesen war, was oder wer hatte sie dazu gebracht? War es Not gewesen oder war sie einfach nicht gewillt gewesen, ihn aufzuziehen? Er würde es wohl niemals erfahren. Früher hatte er davon geträumt, seine wirklichen Eltern irgendwann kennen zu lernen. Inzwischen wollte er das längst nicht mehr. Er war blind gewesen und leichtgläubig früher. Er hatte brav und leicht gelernt, war ein doch recht gutes und folgsames Kind gewesen, das – seinen Begabungen entsprechend – eine wohlstandigen Beruf hatte ergreifen wollen. Dann war er krank geworden, man hatte seinen Kopf aufgebrochen und etwas daraus entfernt, das nicht hätte dort sein sollen. Er wusste, das musste nichts damit zu tun haben, dass er danach manches klarer sah. Es konnte sein, doch es musste nicht so sein. Der Tod hatte seine Stirn geküsst und danach hatte er begonnen, das Leben anders zu sehen. Er wendete sich Neuem zu, begann mit dem Studium der Kunstgeschichte. Zunächst ging es ihm nur darum, irgendetwas Neues zu beginnen, vielleicht aber steckte auch der Gedanke dahinter, sich mit dem Schönen und Guten zu beschäftigen, das die Menschen dennoch hervorzubringen vermochten. Zu welchen Abscheulichkeiten die Menschen auch fähig waren, sie schufen doch auch Wunderbares. Es war das Gute genauso in

ihnen. Diesem wollte er sich zuwenden. Was sie in Kunstwerken hervorbrachten, war nicht immer schön. Doch geradezu die Darstellung des Hässlichen und des Erschreckenden diente oft dem Guten. Die Teufelsfratzen waren nichts als Spiegelbilder, den Menschen vorgehalten: Das bist du! Willst du so sein? Wenn nein, dann ändere dich.

Die Gier und die Angst davor, zu kurz zu kommen, das war es in der Hauptsache, was die Menschen Böses tun ließ. Die Angst davor auch, nicht dazugehören, Außenseiter zu sein. Oh ja, diese Angst hatte auch er gehabt. Doch von dieser Angst war er nun frei, als hätte man sie ihm mit dem Tumor herausgeschnitten. Er wünschte, selbst künstlerisch tätig sein zu können, Bilder zu malen oder Figuren zu schnitzen, doch seine Hände waren zu ungeschickt dafür. Auch zum Dichter taugte er nicht, wie er nach einigen Versuchen festgestellt hatte. Trotzdem schrieb er, diese Tätigkeit schien ihm doch am angemessensten. Ein paar Artikel waren entstanden, die er an Zeitungen geschickt hatte. Manchmal hatte man ihm sogar geantwortet und seinen Stil gelobt, doch drucken wollte man sie nicht. Seinen Zieheltern wollte er nicht auf der Tasche liegen, obwohl sie gerne für ihn gesorgt hätten, er war doch ihr Kind. Er aber wollte unabhängig sein und brachte sich durch irgendwie.

Die Schönheit und Schrecklichkeit der Natur. Sie war beides zugleich, nie das eine oder andere ganz, denn die Natur war unschuldig. Die Menschen waren das nicht. Vielleicht die ganz kleinen Kinder, die noch nicht sprechen und laufen konnten, das mochte wohl sein. Doch sobald sie wirklich zu Menschen wurden, indem sie zu denken begannen und ihre Schritte und Handlungen bewusst zu setzen, oder im Gegenteil nichts taten, um Schlechtes anderer zu verhindern, verloren sie ihre Unschuld. Es mochte geschehen, sehr oft wahrscheinlich, dass sie nichts Böses beabsichtigten, oder sogar das Beste wollten, doch niemand lebte für sich, alle und jeder waren eingebunden in ein Gesamtes, das die Menschen ausmachte.

In guten Stunden aber, in den seltenen Augenblicken, da tatsächlich das Göttliche die Menschen berührte, von Zeit zu Zeit einen von ihnen, konnten sie Schönes schaffen, das keinem Nutzen und keinem Zweck diente, mit dem sie nichts erreichen wollten, sondern das wie von selbst geschah. Das nicht unschuldig war wie die Natur, sondern wie das der Natur Entgegengesetzte, das Unsichtbare, das *Wesentliche*. Etwas davon lag in allen Kunstwerken, wenn sie echte Kunstwerke waren. Und wenn Daniel Holzinger sich mit diesen Kunstwerken beschäftigte, ob es nun wundervolle Musik

war oder Dichtungen, oder – er war vor allem ein Augenmensch, den die sichtbare Schönheit am meisten berührte – Bilder und Skulpturen.

Und so bedrückte und verärgerte ihn, wenn er in einer Galerie stand oder vor einer Sehenswürdigkeit, wenn er neben sich die Gaffer gewahrte, die dummen, hochmütigen Menschen, die nichts von dem *Wesentlichen* verstanden, die sich etwas bloß ansahen und es lobten, weil es von bekannten oder – wie sie meinen – dafür qualifizierten Leuten gelobt worden war. Oder die etwas abscheulich fanden, nur weil sie es nicht begriffen, sie das Wesentliche dahinter nicht erkannten. Vor dieser Dummheit waren auch seine Professoren der Kunstgeschichte oft nicht gefeit. Und bei ihnen wog diese Dummheit weit mehr. Sie plapperten stundenlang drauflos über Stile, Vorläufer und Einflüsse, über Perspektiven, Zentren und Horizonte, über die Farben, ihre Zusammensetzung und ihre Bedeutung. Die besten von ihnen vermochten Kunstwerke zu lesen, wenn sie etwa Allegorien erkannten und entschlüsselten, doch auch ihnen, den meisten zumindest, fehlte dieses Erkennen des Wesentlichen. Immerhin, zwei, drei gute Lehrer hatte Daniel gefunden. Und sie waren nie alleine nur Kunsthistoriker, niemals alleine nur Wissenschaftler, sie bewegten sich auf vielen Gebieten, waren in der Musik und der Dichtung genauso bewandert, vor allem waren sie dazu entweder Philosophen oder Mystiker. Von diesen wenigen hatte Daniel wirklich gelernt. Er hatte ihre Art, Kunstwerke zu betrachten, wie eine Fremdsprache gelernt, die ihm eigentlich vom Wesen her nicht fremd war. Etwas in ihm wusste all das bereits, es war in ihm, nur schien er es vergessen zu haben, es musste erst wieder freigelegt werden.

Leonhard Friedrich war einer dieser Freileger für ihn geworden. Er war einer seiner Lehrer an der Universität, hauptsächlich aber war er Mönch. Von Kindheit an im Kloster, hatte sich sein Eintritt in den Orden als Selbstverständlichkeit ergeben, wie er einmal erwähnt hatte. Und in seinem Kloster gab es die wunderbarsten Kunstwerke, die ihn bereits als Kind fasziniert hatten, die er beschreiben und ergründen wollte. Er bewahrte noch eine Mappe auf, in der er in seiner Jugend Gedichte an oder über Heiligenfiguren, Brunnenskulpturen, Fresken und Gemälde verfasst und gesammelt hatte. Auf diese Weise zunächst hatte er sich ihnen angenähert. Danach erst hatte er allmählich gelernt, Stile zu unterscheiden, die Schöpfer der Kunstwerke namentlich zu benennen, bei manchem auch die Hintergründe und Einflüsse der Entstehung zu erforschen. Zuerst waren es die Geschichten gewesen, die die Bilder erzählten, oder die Fragen, die er ihnen stellte. Er hatte in den Räumen seines Klosters einmal eine Ausstellung moderner Kunst organisiert, unter heftigen Protesten einiger seiner

Mitbrüder, doch er hatte sie wohl auf genau die selbe Weise überzeugt, wie er Daniel und seinen übrigen Studenten erklärt hatte, worum es ging.

„Wir meinen“, so hatte er gesagt, „in der Kunst müsse es einen Fortschritt geben, der zu einem immer Besser, immer Genauer, immer Schöner führt. Doch was wir hier an Skulpturen sehen, erinnert an Figuren aus der Steinzeit, die uns dagegen sogar noch weitaus kunstfertiger anmuten. Und was wir hier an Bildern sehen, erinnert an das Gekritzelt und Gekleckse von Dreijährigen. Doch wir wissen, dass es heute in der Kunst nicht mehr um das Abbilden der Natur gehen kann, dafür haben wir längst die Fotografie, und vor Jahrhunderten schon wurden Zeichnungen angefertigt, die so genau wie ein Foto die Wirklichkeit widerspiegeln. Ein noch Besser und immer Genauer ist somit kaum mehr möglich. Kein Fortschritt in dieser Hinsicht also. Aber jedes Weiter ist ein Fortschritt, auch wenn es auf den ersten Blick als Rückschritt erscheint. Wir können nie hinter etwas zurück, weil wir das hinter uns Liegende nicht verleugnen können. Jede Zeit, oder besser gesagt, jeder kunstschaftende Mensch, hat ein bestimmtes, eigenes Verhältnis zur Kunst, einen bestimmten Willen zur Kunst. Wenn wir Talent dafür haben, wissen wir, wie es geht, ein treffliches Bild zu malen, perfekt in der Perspektive, die Farben der Dinge im trefflichsten Licht darstellend; Portraits zu schaffen, die von Fotografien kaum zu unterscheiden sind. Wir können es lernen und uns darin üben, in jeder Generation gibt es einige, die das vermögen und mit jeder Generation können sie dazulernen und noch besser werden. Doch das Ergebnis wäre letztlich immer das gleiche, und irgendwann gibt es keine Verbesserung mehr. Aber jede Zeit und jeder Mensch sieht die Welt mit anderen Augen und stellt sie aus dieser Sicht dar. Eine Welt der Schrecknisse oder eine Welt der Banalität kann vielleicht nur auf diese Weise dargestellt werden, wie wir es hier sehen.“

Daniel hatte einen Einwand vorgebracht: „Doch in der Welt gab es immer Schreckliches, Böses – und auch Banales. Warum stellten die Früheren dann das Schöne als schön dar, gaben mit klarem Blick wieder?“ – Geantwortet auf diese Frage hatte nicht der Kunsthistoriker, sondern der Mönch: „Vielleicht, weil den Menschen heute der Glaube fehlt, die Hoffnung, die der wahre Glaube gibt.“

* * *

Es gab keine Hoffnung. Die Bestialität der Menschen kannte keine Grenzen.

Vielleicht allein aus dem Grund, weil ihm sein Leben nichts mehr bedeutete, ihm nichts mehr daran lag, überlebte Daniel und schlug sich durch. Nach zwei Jahren des Umherziehens klopfte er an die Pforte eines Klosters in den Bergen und wurde als Laienbruder aufgenommen. Das geregelte, stille Leben ließ ihn ein wenig zur Ruhe kommen, obwohl er in fast jedem seiner Träume die fremden Krieger sah, die sein letztes Schwein forttrieben; in manchen Träumen hörte er auch Lenas Schreie und hob die blutige Decke auf, die die Eindringlinge beim Abzug verloren oder weggeworfen hatten. Doch drei Jahre nach seiner Ankunft wurde das Kloster geplündert, er versteckte sich auf dem Glockenturm, konnte gerade noch fliehen, bevor der Turm niederbrannte. Es schien ihm kein Ort auf der Welt mehr sicher und er zog als Vagabund weiter, schlug sich mit Betteln durch, lief Jahre wie im Kreis auf der Flucht.

* * *

Katharina trat in das stille Zimmer, dessen Fenster nach hinten hinausblickten, zum Obstgarten mit den Apfelbäumen, die in einigen Wochen blühen würden, und stellte sich hinter ihre Nichte, die in das Betrachten der Fotos vertieft, ihr Näherkommen nicht bemerkt hatte.

Die Muttergottes, Josef, der Nährvater, und das Kind in der Krippe, waren zusammen fotografiert. Ein Foto zeigte die gesamte Krippenlandschaft, dieses hatte Irene an einen Stapel Bücher gelehnt. Doch nun hielt sie ein Bild in der Hand, das eine einzelne Krippenfigur zeigte: einen knienden Jüngling, der sich auf einen Hirtenstab stützte und mit der freien rechten Hand auf seine Brust deutete. Seltsam, Katharina fiel nun, da sie das Foto hinter Irene stehend betrachtete – von dessen Existenz sie keine Ahnung gehabt hatte, da es im Archiv des Pfarrhofes aufbewahrt war – zum ersten Mal auf, was sie noch nie bemerkt hatte, wann immer sie die Figur in den Händen gehalten hatte: dass im Gesicht des jungen Hirten neben dem Lächeln noch etwas anderes lag, etwas wie erstaunt Fragendes, das – zusammen mit der Haltung der Hand – ausdrücken mochte: „Bin ich gemeint?“

„Gefällt er dir?“, fragte Katharina. Irene zuckte zusammen, da sie sich allein gemeint hatte. Dann wandte sie sich zu ihrer Tante um und nickte lächelnd.

„Wie er wohl heißen mag?“ Katharina stellte die Frage in einem leicht scherzenden Ton, in dem selben, in dem sie früher die kleine Irene gefragt hatte, was ihr das

Christkind wohl bringe. Irene zuckte die Schultern, während sie das Foto weiter betrachtete.

„Frage ihn doch einfach, wie er heißt?“

Nun lachte die junge Frau: „Glaubst du, dass er es mir verrät?“

Katharina nickte, nun vollkommen ernsthaft: „Mir hat er es verraten, aber damals hatte ich ihn selbst in der Hand und nicht bloß ein Foto.“

Irenes Blick fiel auf das Blatt mit ihren Notizen. Sie las vor: „Bild Nr. 8. Junger Hirte, kniend.“ Dann fügte sie an ihre Tante gewandt hinzu: „Es gibt die Legende, Daniel Schmiedleitner habe sich in dieser Figur selbst dargestellt.“

Katharina erschrak. Was sie damals, als kleines Mädchen, selbst herausgefunden hatte, kursierte also als Legende. Sie konnte sich nicht daran erinnern, je davon gehört zu haben. Und wenn sie später irgendwann davon erfahren hatte, hatte sie dem aus dem Grund keine Beachtung geschenkt, weil sie *wusste* und es daher für selbstverständlich hielt, wen die Hirtenfigur darstellte.

„Daniel“, sagte Irene, „er heißt Daniel, nicht wahr?“ – Und in dem Moment, als sie den Namen aussprach, erinnerte sie sich, dass sie vor etwa zehn Jahren einen jungen Mann namens Daniel kennen gelernt und sich in ihn verliebt hatte, als er ihr sagte, seine Stirn sei vom Tod geküsst worden. – Ihr Gesicht musste sich bei dieser Erinnerung verändert haben, und ihrer Tante, die dieses Gesicht kannte, seit es sich der Welt erstmals zugewandt hatte, entging diese – wenn auch kaum merkbare – Veränderung nicht.

„Was ist? Es scheint gerade so, als hättest du den Namen auch so gewusst, nicht nur, weil du von dieser ‚Legende‘ erfahren hast?“

Irene blinzelte und legte das Foto auf den Tisch zurück zu den anderen. Als sie zu Katharina aufblickte, bemerkte auch sie in deren Gesicht eine Veränderung, ein verschmitztes Schmunzeln nämlich.

„Wenn du mich nicht verrätst, Irene, verrate ich dir jetzt ein Geheimnis. Ein sehr großes Geheimnis, das ich bis heute noch niemandem verraten habe.“

Irene schaute sie neugierig an, ohne jedoch eine besonders großartige Neuigkeit zu erwarten.

Die Tante wandte sich zur Tür, rief ihr noch zu, sie solle einen Moment warten, denn sie müsse das Geheimnis erst herbeiholen.

* * *

Die Gaffer. Die Neugierfratzen mit ihren gierigen Gesichtern. Die Grapscher und Zertrampler. Die rohen Menschen, die jedes Geheimnis entzaubern mussten, die keinen Flecken Erde der Natur überlassen konnten. Die keinen tiefen Gedanken zuließen, ihn sofort mit Unrat und Unflat zuschütteten, weil sie etwas Reines nicht ertrugen. Die über alles ihre Witze rissen, denen nichts heilig war, die mit allem Geschäfte machen wollten. Auch mit der Kunst. Daniel erinnerte sich an einen Mitstudenten, dem stets die Frage auf der Zunge lag, wie viel ein Kunstwerk wert sein mochte. Und damit meinte er selbstverständlich ausschließlich Geldeswert. Bestimmt war aus Robert inzwischen ein Kunsthändler geworden, dass er dazu auf dem Weg war, daraus hatte er damals schon kein Hehl gemacht. Vielleicht war er aus Geldgier auch zum Hehler geworden. Aber einer kleinen Krämerseele wie ihm traute Daniel nicht einmal das zu. Eine kleine Krämerseele, leidenschaftslos, die behagliches Auskommen als das höchste Lebensziel sah. Eine Kleinfamilie, ein Reihenhäuschen mit ordentlich gepflegtem Kleingarten davor. Im Hauptberuf ein paar Antiquitäten und vielleicht auch das eine oder andere Kunstwerk verhöckern. Das passte zu Robert. Er hatte Kunstgeschichte zu dem Zweck studiert, um Kunst und Krempel zu unterscheiden, um Fälschungen aufzudecken, um den Geldwert eines Gegenstandes abzuschätzen und wenn möglich ein wenig mehr daraus herauszuschlagen.

Vielleicht wäre aus ihm selbst etwas Ähnliches geworden, überlegte Daniel, wenn seine Stirn nicht vom Tod geküsst worden wäre, damals, als er auf dem besten Wege zu einem ordentlich-tüchtigen Leben gewesen war. Vielleicht würde er jetzt als kleiner Beamter in einem Büro sitzen und Akten wälzen, denn zu einem Star-Anwalt – das zu werden, davon hatte er in der Jugend geträumt – hätte es wohl doch nicht gereicht. Vielleicht würde er vor seinem Reihenhäuschen im Kleingarten sitzen, seinen Kleinkindern beim Spielen zuschauen, während seine putzige Ehefrau sich die Nägel am Liegestuhl lackierte.

Vielleicht würde er Woche um Woche umbringen, sich auf Wochenendausflüge und Kurzurlaube freuen, ein wohlversorgtes Leben führen, sich mit kleinlichen Sorgen herumschlagen, als sicheren Hafen die Pension vor sich, in dreißig Jahren, und noch da vor seinem Reihenhäuschen sitzen und vielleicht bereits seinen Enkeln beim Spielen zusehen. Vielleicht wäre das auch ein gutes Leben für ihn gewesen. Ein solches Leben hatte im Grunde nichts Verwerfliches an sich. Es war für die meisten Menschen die beste Art zu leben. Wahrscheinlich wäre sie das auch für ihn gewesen.

Er hatte sich nicht dagegen entschieden, es war einfach anders gekommen, sodass ein solch banales Leben für ihn nun nicht mehr möglich war.

* * *

„Im Grunde genommen“, sagte Katharina, als sie mit Irene am späten Abend noch beisammen saß, eine Flasche Wein zwischen ihnen stand, die sie inzwischen fast geleert hatten, „im Grunde genommen bin ich eine Diebin, aber wenn ich den Hirten nicht aus der Kirche mitgenommen hätte, wäre er wie alle anderen Figuren verbrannt. Das einzige, was man mir tatsächlich vorwerfen könnte, ist, dass ich ihn bei mir behalten habe, dass ich ihn nicht zurückgegeben habe.“

„Was sollte er als einzelner Hirte ohne Krippe? Er würde vielleicht einen Ehrenplatz in der Kirche bekommen haben, einen alarmgesicherten Ehrenplatz, und bestaunt worden sein wie eine Kuriosität. Er hat seinen Sinn nur als eine von vielen Krippenfiguren. Ist er das nicht mehr, so wird er zur bloßen Sehenswürdigkeit.“ – Katharina dankte innerlich ihrer Nichte, denn sie sprach genau ihre eigenen Gedanken aus. Aus diesem Grund hauptsächlich hatte sie den Hirten Daniel nie zurückgegeben und auch nie jemandem von ihrem kleinen Diebstahl erzählt. Damals hatte sie ihn an sich genommen, weil er in der Krippe am *falschen Platz* stand, jedes Jahr am falschen Platz, viel zu weit vom Zentrum weg. Und da es nun die ganze Krippe nicht mehr gab, würde er für immer und alle Zeit am falschen Platz stehen, an einem noch viel falscheren als je zuvor. Seine Bestimmung war es, das Jesuskind in der Krippe anzusehen, dazu war er geschnitzt worden.

* * *

Viele Jahre später, als der Krieg sich ausgetobt hatte und Friede ins Land gezogen war, kehrte Daniel Schmiedleitner wieder in sein Heimatdorf zurück. Eine Seuche hatte dort, kurze Zeit nachdem er fortgegangen war, gewütet. Von jenen, die er damals als junger Mann als Erwachsene gekannt hatte, war niemand mehr am Leben. Der Großteil der Jüngeren hatte zwar überlebt, doch hauptsächlich bevölkerten den Ort Fremde, Zugezogene, die das halb ausgestorbene Dorf auf ihrer Flucht zu ihrer neuen Heimat erkoren hatten. Sein Hof war wieder aufgebaut worden und es lebten fremde Leute darin. Er ging auf das Haus zu, durch die Reihe der Apfelbäume, die den Weg

säumten, und blieb vor jenem stehen, auf den er sich damals geflüchtet hatte. Er stand in voller Blüte.

* * *

In einem Seminar, am Anfang seines Studiums war das gewesen, hatten sie eine Diskussion darüber geführt, ob eine einzelne Person das Recht habe, Kunstwerke zu kaufen, um sie als alleinigen Privatbesitz zu betrachten und vor der Öffentlichkeit zu verschließen.

Es war eine heftige Diskussion mit polar entgegengesetzten Standpunkten geworden, mit einlenkenden und verbindlichen Stimmen, die jede Menge „wenn“ und „aber“ vorzubringen hatten, denn diese Wörter sind Begriffe der Vernunft. Auch er selbst hatte sich damals unter diesen Gemäßigten befunden, während die Professorin, die dieses Seminar leitete, geradezu den Begriff „Sünde“ in den Mund genommen hatte, um jenes Verhalten, Kunstwerke wegzusperren, zu charakterisieren.

Die Gegenposition hatte gelautet, dass es dem Künstler äußerst dienlich sei, wenn er seine Werke verkaufen könne, denn nur so, wenn er materiell abgesichert sei, also nicht „hungere“ oder sich zu einer Arbeit hergeben müsse, die ihn am Kunstschaffen hindere, könne er Neues schaffen. Außerdem sei es früher schon so gewesen – ausgenommen jene Kunstwerke, die für Kirchen oder andere öffentliche Räume und Plätze geschaffen waren –, dass wohlhabende Adelige ihre Hofkünstler hielten, und diese keineswegs ihre Werke für öffentliche Museen, für den „Pöbel“ geschaffen hätten. Doch diese Adelligen, so lautete ein Einwand, hätten Feste gegeben, hätten zahlreiche Gäste bei sich gehabt, die all diese Kunstschatze hätten bewundern können. Heute dagegen geschehe es vielfach so, dass die Besitzer der Kunstwerke diese als bloße Wertanlage sahen, sie in einen Safe taten und selbst kaum alle paar Jahre einen Blick darauf werfen würden. Und das sei nichts als Vergeudung und schlichte Habgier. „Ja, aber“, sagte dann jemand, „wenn diese Leute die Kunstwerke aber nicht in einen Safe sperren, sondern sich einfach daran erfreuen wollen, sie selbst und ihre Freunde, dann mag es ihr gutes Recht sein, ihren Privatbesitz zu pflegen und nicht zur Schau zu stellen, wo er womöglich beschädigt wird, oder die Leute ihn gar nicht zu würdigen wüssten.“ – „Und wer bestimmt“, hatte die Professorin darauf erwidert, „wer bestimmt, wer ein Kunstwerk zu würdigen weiß, und wer nicht? Wer darf sich das anmaßen? – Oh ja, ihr Studierenden der Kunstgeschichte dürft natürlich jedes

Kunstwerk kennen lernen! Aber doch nicht die Banausen! Nicht die, die einen Goya nicht von einem Gauguin und ein antikes Fresko nicht von Graffiti unterscheiden können; die Petrarca für einen Barockbildhauer und Vermeer für einen Filmregisseur halten; die behaupten, als Dreijährige hätten sie Kandinsky weit übertroffen und seien später doch nicht in die Kunstakademie aufgenommen worden, obwohl sie sich in der Zwischenzeit verbessert und seitdem jede Menge Seidenmalkurse belegt hätten. Nein, die verstehen nichts von Kunst und an diese ist sie verschwendet! Oder auch nur die Leute, die im Seniorenausflug oder Betriebsausflug ins Museum strömen, da und dort stehen bleiben und ‚schön‘ sagen, weil sie einfach kein stärkeres Wort dafür kennen, und ‚schön‘ ist doch schon ein starkes Wort. Und selbst wenn ihr all diesen ihre einfache Freude missgönnt, denkt ihr nicht an jene, die mit offenen Augen und Ohren auf Kunstwerke zugehen, sie zu sich sprechen lassen, mehr über sie erfahren wollen, die dann hier sitzen und keine Ahnung haben, wovon die Rede ist, weil sie kaum etwas kennen. Oder meint ihr, Fotos am Computer können alles ersetzen? Nein, das können sie nicht. Ich habe oft Fotos der *Mona Lisa* oder von Klimts *Kuss* gesehen, und staunte, als ich die Gemälde zum ersten Mal vor mir sah, wie klein das eine und wie groß das andere ist. Ich weigere mich, euch zur Überheblichkeit zu erziehen. Ihr sollt einfach wieder schauen und staunen lernen, und jene, die das von Natur aus können, nicht verachten.“ – Sie war also ziemlich weit vom Thema abgekommen, doch gerade von ihrem letzten Satz waren einige unter ihnen peinlich berührt gewesen.

* * *

Daniel hatte das Haus betreten, das früher sein eigenes gewesen war, und die fremden Leute um ein Stück Brot gebeten. Die junge Frau, rotwangig und drall, die ihm geöffnet hatte, gab es ihm freundlich und dazu noch eine kräftige Brühe. So fasste er Vertrauen und erzählte ihr seine Geschichte. Sie selbst, so berichtete sie ihrerseits, sei noch ein kleines Kind gewesen, als sie und ihre Familie aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Hier hätten sie – wie viele andere ihrer Gruppe – einige leerstehende und verfallene Häuser gefunden und ihre Familie habe dieses hier wiederaufgebaut. Ihr Vater, sagte sie, sei im vergangenen Winter gestorben. Sie sei nun allein mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder. Er könne hier bei ihnen bleiben, denn es sei in Wahrheit doch sein Zuhause.

* * *

Das Geld als eine Erfindung des Teufels. Daniel Holzleitner hatte einen Essay dazu geschrieben, der eigentlich eine Parabel war oder sich als alte Legende gab. Der Herausgeber einer Zeitschrift, an die er das Ergebnis geschickt hatte, hatte gelacht und ihn gefragt, ob er allen Ernstes meine, der erste zu sein, dem dieser Gedanke gekommen sei. Darüber hatte Daniel gar nicht nachgedacht, der Gedanke, überhaupt der erste sein zu wollen, dem dieser oder irgendein anderer Gedanke gekommen sei, kam ihm gar nicht in den Sinn. Es ging doch nur darum, etwas überhaupt zu überlegen. Und es gab gewiss genug Leute, die seinen Essay gelesen, und von dieser Idee das erste Mal durch ihn vernommen hätten. Allein darum wäre es gerechtfertigt gewesen, ihn abzudrucken. Es gab Künstler, die über Jahre hin immer nur das selbe Motiv dargestellt hatten. Zum Beispiel die Weihnachtsgeschichte. Immer das gleiche, doch jedes Mal unter einem anderen besonderen Aspekt. Immer das gleiche, doch nie das selbe. Es gab Künstler, die nie etwas anderes als sich selbst dargestellt hatten. Selbstbildnisse oder Geschichten, die immer nur die eigene Geschichte in Variationen darstellten. Man konnte in Wahrheit doch nichts anderes, als sich selbst darzustellen auf die eine oder andere Weise, denn nur seine eigene Welt, seine eigenen Gedanken kannte man. Und wenn es die fremdeste Geschichte wäre, die exotischste Welt, sie blieb im eigenen Inneren verhaftet.

* * *

Staunen. Wieder staunen lernen und mit offenem Blick sehen. Früher, als Kind, dachte Irene, hatte sie das gewiss gekonnt. So vieles hatte zu ihr gesprochen, nichts war ihr entgangen. Sie war ein sehr stilles, geradezu schüchternes Mädchen gewesen, immer irgendwie eine Außenseiterin. Wohl gerade darum hatte sie dieses Beobachten besonders beherrscht. Wenn man nicht im Mittelpunkt stand, sondern am Rand des Geschehens, dann hatte man den Überblick und konnte in Ruhe beobachten. Wenn man nicht gefragt wurde oder sich nicht bemüßigt fühlte, zu jeder Sache gleich seinen Senf dazuzugeben und all seine Gedanken gleich auszuplaudern, dann hatte man Gelegenheit, etwas reiflich zu überlegen, Für und Wider abzuwägen und seine Gedanken wachsen und gedeihen zu lassen. Als sie zwanzig gewesen war und mit ihrem Kunstgeschichtestudium begonnen hatte, hatte sie anfangs diese Begabung noch besessen. Doch allmählich schien sie ihr abhanden gekommen zu sein. Es lag vielleicht daran, dass sie in dieser Zeit aufgehört hatte, eine Außenseiterin zu sein, in den meisten Belangen zumindest. Sie hatte erstmals Freunde gefunden, mit denen sie

sich über Dinge unterhalten konnte, die sie interessierten. Sie hatte sich darin geübt, ihre Gedanken sofort auszusprechen und nicht mehr für sich zu wälzen und zu einem Ergebnis erst dann zu kommen, wenn die jeweilige Sache nicht mehr Thema war. Sie hatte dazugehört, mitgemacht, war einbezogen worden in das Leben anderer.

Zu der Zeit aber, da sie den jungen Mann kennen gelernt hatte, dessen Stirn vom Tod geküsst worden war, stand sie erst am Anfang dieser Entwicklung. Sie war damals noch das unscheinbare, stille Mädchen gewesen, darum hatte sie ihm nur zugehört und sich insgeheim in ihn verliebt, ohne dass sie auf ihn hätte Eindruck machen können. Wären sie sich ein paar Jahre später begegnet, wäre es wohl anders gewesen. Doch bald nach dem Seminar, das sie gemeinsam besucht hatten, war er verschwunden. Sie wusste nicht, ob er sein Studium abgeschlossen oder aufgegeben hatte. Doch nun, da sie im Gästezimmer ihrer Tante im Dorf St.Peter saß, erinnerte sie sich daran, dass er erwähnt hatte, von genau hier zu stammen. Daniel Holzleitner hatte er geheißen. Sie würde Katharina fragen, ob sie seine Familie kannte.

* * *

Auf seinem, früher eigenen Hof verdingte Daniel sich als Knecht. Trotzdem er die sechzig längst überschritten hatte, war er rüstig und im Grunde war er mehr als Knecht für die Kinder der jungen Frau, die ihm damals die Tür geöffnet hatte, die in den Jahren, seit er hier war, geboren wurden, ein Großvater, den sie liebten. Er schnitzte ihnen manches Spielzeug und er erfreute sich an ihrer Freude darüber. Er hatte wieder Ruhe und Geborgenheit gefunden und konnte hier, an dem Ort, wo er geboren war und seine ersten drei Lebensjahrzehnte verbracht hatte, sein Leben beschließen. Doch manchmal schien ihm, etwas wartete noch auf ihn in der Welt.

* * *

Josef Holzleitner, ein noch rüstiger Fünfundsiebzigjähriger, spritzte mit dem Gartenschlauch auf Büsche, auf den gepflasterten Weg vor seiner Haustür und auf sein Auto ein. Ob er nun damit Weg oder Auto reinigen oder die Büsche gießen wollte, war Irene nicht so ganz klar. Wäre sie allein zu ihm gekommen, so hätte er sie womöglich als Fremde, die ihm vermutlich irgendetwas andrehen wollte, verjagt. Doch Katharina Gruber war bei ihr und stellte sie als ihre Nichte vor. Katharina war zwar nicht

unbedingt eine Freundin seiner Frau, wusste Josef, doch sie kannten einander und unterhielten sich gelegentlich miteinander. So deutete der alte Mann einfach zur Haustür, ohne sein Wasserspitzen zu unterbrechen: „Die Martha ist drin, wenn ihr zu ihr wollt.“

Martha Holzleitner saß in ihrer Küche und strickte. Sie räumte die angefangene Socke in einen Korb, als ihr Besuch eintrat, und machte Kaffee. Allzusehr verwundert war sie nicht über den Besuch, erst als der Grund dafür, nämlich ihr Adoptivsohn Daniel, genannt wurde, staunte sie doch. „Wir haben keinen Kontakt mehr mit ihm. Seit fast zehn Jahren schon nicht mehr.“

Irene staunte, wie nüchtern sie das aussprach, keine Spur von Bedauern, doch auch keine Spur von Verärgerung. Josef, der inzwischen ins Haus gekommen war, stand in der Küchentür: „Er ist eine Enttäuschung. Aber das war wohl nicht anders zu erwarten von ihm.“ – Katharina hatte Irene bereits davon erzählt, nachdem diese sie gestern Abend plötzlich nach Daniel Holzleitner gefragt hatte, danach, ob sie seine Familie, die hier im Ort leben musste, kenne, dass Daniel ein Findelkind gewesen war, von dessen Herkunft niemand wusste.

Irene berichtete nun davon, dass sie ihm vor Jahren in der Stadt begegnet sei, dass er damals Kunstgeschichte studiert habe. „Es hätte etwas aus ihm werden können“, sagte Josef. „Aber er war krank“, ergänzte Martha. „Schlechtes Blut“, setzte Josef hinzu. „Man weiß nicht, von wem er abstammt. Aber damit muss man rechnen, wenn man das Kind fremder Leute aufzieht.“ – „Er war unser Kind“, entgegnete ihm seine Frau. Dann nachdenklich: „Und irgendwie wird er das auch bleiben. Trotz allem.“ „Es war nicht einmal so“, begann Martha Holzinger nach einigem Schweigen, „dass er im Streit von uns gegangen wäre. Er hat nur gesagt, bald nachdem er sich von seiner Operation erholt hatte, dass er sein Jurastudium nicht fortsetzen würde. Dann ist er einfach weggeblieben und hat sich nicht mehr gemeldet. Obwohl wir immer für ihn da gewesen wären.“ Josef schnaubte.

Irene war nach diesem Besuch enttäuscht. Sie hatte natürlich gehofft, auf diese Weise ihren Bekannten von früher wiederzutreffen oder zumindest über seinen Verbleib zu erfahren, dessen Begegnung ihr – vielleicht durch den Hirten Daniel, die Krippenfigur, die sie in der Hand gehalten hatte – so lebendig in Erinnerung getreten war. Andererseits hatte sie der Besuch, oder mehr noch das Nachfragen nach ihm, doch nicht enttäuscht, da sie seine seltsame Geschichte erfahren hatte. Dass ein ungewöhnliches Geschick hinter ihm stehen mochte, noch etwas anderes außer dem,

dass seine Stirn vom Tod geküsst worden war, hatte sie damals bereits geahnt. Ein Findelkind war er also, das sich seinen Zieheltern entfremdet hatte.

* * *

Die eigene Geschichte. Was aber, wenn man nichts von seiner Herkunft weiß? So bleibt die eigene Geschichte bruchstückhaft, denn die Herkunft ist ein Teil der eigenen Geschichte, das, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, das Leben der Eltern und Vorfahren, prägt, auch wenn man es selbst nicht miterlebt hat.

Seine Zieheltern hatte ihm vieles von ihrer Geschichte erzählt. Martha Holzinger stammte von wohlhabenden Bauern ab, Josef Holzinger von Kleinhäuslern, bei denen der Hunger oft zu Gast war. Josef selbst hatte eine Stelle bei der Eisenbahn bekommen, zunächst als Schlosser, dann war er zum Bahnhofsvorstand seines Dorfes aufgestiegen und das bis zu seiner Pensionierung geblieben. Doch diese Geschichten hatten nichts mit seiner, Daniels, zu tun. Es waren einfache, gute Geschichten. Von seiner Herkunft wusste er nur, dass seine Mutter ihn vor eine Kirchentür gelegt hatte. Oder – viel wahrscheinlicher – jemand anders, dem ihm seine Mutter übergeben hatte, oder – noch wahrscheinlicher vielleicht – der ihn ihr weggenommen hatte. – Doch das war im Jahre 1969 gewesen! Selbst wenn er – wie er vermutete – ein uneheliches Kind war, so hätte das zu der Zeit doch keine Schande mehr für seine Mutter oder deren Familie bedeutet. Oder war seine Mutter geistig verwirrt gewesen, eine Irre? Das schien ihm sogar naheliegender, ihr Verhalten auf diese Weise zu erklären. Sein Aussehen gab keine besonderen Hinweise, er sah äußerst durchschnittlich aus: Hellhäutig, dunkelbraunes, leicht gelocktes Haar, graublau Augen. Er stammte also nicht von „Zigeunern“ ab, wie Martha einmal bemerkt hatte. In seiner Kindheit hatte er noch manches Mal erlebt, dass eine Gruppe dieser dunkelhäutigen Menschen mit ihren Wohnwägen am Rande des Dorfes campiert hatte. Wahrscheinlich, vermutete er, hätten seine Zieheltern ihn womöglich gar nicht aufgezogen, wenn er eindeutig dem Aussehen nach von diesen abstammen hätte können. Dass er von diesen Menschen, denen man allerlei nachsagte, geraubt und dann abgelegt worden war (auch diese Vermutung war seinen Eltern für einen Augenblick gekommen, wie er erfahren hatte), erschien ebenfalls nicht sehr wahrscheinlich, da er nur wenige Tage alt war, als man ihn gefunden hatte. Wer lässt einen so winzigen Säugling schon einen Augenblick aus den Augen, sodass er geraubt werden konnte? Und warum sollten sie ihn geraubt haben, um ihn dann vor eine Kirchentür zu legen? Aus dem Dorf konnte er kaum

stammen. Es hatte zu der Zeit keine schwangere Frau gegeben, die dann kein Kind aufgezogen hatte. Doch manche Schwangerschaft konnte – auch bis zum letzten Moment – geheim gehalten werden. Davon hatte er bereits gehört. Nichts war unmöglich.

Doch spielte das alles überhaupt eine Rolle? Oft verwarf Daniel diese Gedanken sofort, sobald sie ihm kamen, manchmal aber grübelte er stundenlang, tagelang darüber nach. Würde es etwas an seinem Leben ändern, wenn er von seiner Herkunft wüsste? Würde es etwas erklären? Viel entscheidender schien ihm die Tatsache, dass in seinem Kopf, in seinem Gehirn sich etwas breit gemacht hatte, was nicht hätte dort sein sollen. Man hatte es entfernt, dank den Errungenschaften der modernen Medizin und dem Talent eines Neurochirurgen hatte er überlebt. Doch etwas anderes war danach in seinem Kopf gewesen, gelegentlich kam ihm in den Sinn, dass dieses an Stelle des Tumors gewachsen oder dort eingepflanzt worden wäre, etwas, das seinen Blick geschärft hatte, das ihn das *Wesentliche* hatte erkennen lassen. Oder war dieses immer schon in ihm gewesen, hatte er dies von seinen Vorfahren mitbekommen, war es nur zugeschüttet und mit einem Mal freigelegt worden?

Wäre seine Geschichte, dachte er, eine erfundene Geschichte, so würde sich am Ende sein Geschick unbedingt aufklären. Erfundene Geschichten waren dazu da, die Wirklichkeit – die erfundene Wirklichkeit – zu erklären, Geheimnisse zu lüften, alles in Wohlgefallen aufzulösen. Doch in der wirklichen Wirklichkeit geschah das selten. Da blieben Fragen offen, Geschichten und Wunden blieben offen, Geheimnisse wurde nicht gelüftet.

Der Mann, der ihn operiert hatte, die Koryphäe, der berühmte Neurochirurg Dr. Rudolf Gruber, der Jugendfreund des Hausarztes seiner Familie, der aus dem selben Dorf wie er stammte, tauchte oft in seiner Erinnerung auf. Damals bereits ein älterer Mann, in einem anderen Beruf wäre er wohl bereits pensioniert gewesen, doch als das geradezu Genie, das er war, tat er womöglich noch heute Dienst. Dienst am Menschen, als Heiler. Gerade so war er ihm erschienen. Ein Mensch, der geradezu Wärme ausstrahlte. Er hatte ihm keine Angst eingeflößt, wie Ärzte, die ihre Macht über Leben und Tod geradezu auskosteten, es manchmal taten. Er erinnerte sich des warmen Händedruckes, der ruhigen, tiefen Stimme, mit der er ihm genau und verständlich erklärt hatte, was bei der Operation geschehen würde. Einen Augenblick hatte Daniel sich sogar vorgestellt, dieser Mann könnte sein Vater sein. Doch ein solcher Vater hätte niemals zugelassen, dass man sein Kind weggab. Er hatte sein Leben gerettet, es

ihm irgendwie neu geschenkt. So war er in gewisser Weise tatsächlich sein Vater geworden, sein zweiter – oder eigentlich sein dritter.

* * *

Sein Sohn war drei Monate alt gewesen. Damals, als die fremden Soldaten sein Haus geplündert hatten. Wann immer er die Kinder seiner neuen Familie, wie er sie nannte, ansah, stellte Daniel sich vor, was aus ihm geworden wäre. Er hatte ihm eine Wiege gebaut, später hätte er ihm Spielsachen geschnitzt, so wie diesen Kindern der Fremden, die ihn aufgenommen hatten. Jetzt wäre er ein erwachsener Mann, der ihn wohl bereits zum Großvater gemacht hätte. Der Stall, in dem man Lena umgebracht hatte, war völlig abgebrannt, nachdem einer der fremden Soldaten seine Fackel ins Stroh geworfen hatte. Doch das Wohnhaus hatten die Flammen nicht völlig zerstört. Sie hatten sich ausgetobt, das Dach noch erfasst. Als die Fremden fort waren, hatte Daniel das Haus betreten. Vor der Tür lag die Decke, die Lena gewebt und in die Wiege gelegt hatte. Blutig. Und die Wiege war leer. Schreien hatte er sein Kind nicht gehört, vermutlich hatten sie es in seiner Wiege rasch getötet. Doch warum hatten sie seine Leiche mitgenommen? Was wollten sie damit? Er kannte die Geschichten, dass es Leute gab, die mit toten Kindern Rituale veranstalteten. Wahrscheinlich stammten diese Fremden aus einem solchen barbarischen Volk. Sein Kind war getauft, seine unschuldige Seele würde keinen Schaden genommen haben. Im himmlischen Paradies würde er seinem Sohn begegnen. Er würde ihn dort erkenne. Als Männer von dreißig Jahren würden sie beide einander begegnen und einander erkennen, wenn auch er die Welt verlassen hatte, so verhiess sein Glaube es.

* * *

Irene betrachtete den Hirten Daniel, der auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer seinen Platz gefunden hatte. Katharina hatte ihn nicht mehr versteckt, nachdem sie ihn ihrer Nichte gezeigt hatte. Sie hatte ihr im Gegenteil gesagt, dass Irene ihn behalten könne. Wenn sie dies für richtig halte, könne sie damit machen, was sie wolle, ihn ihretwegen auch der Kirche St. Peter zurückgeben. Irene war noch unschlüssig, ob sie sich dazu entschließen würde. Es wäre wohl die gerechteste Entscheidung. Der Pfarrer würde geradezu aus dem Häuschen geraten, wenn die letzte der verlorenen Krippenfiguren wie durch ein Wunder wieder auftauchte. Doch wie sollte sie dieses „Wunder“

erklären? Ihre Tante als Diebin bloßstellen? Oder irgendeine Geschichte erfinden, dass dir Figur – im Dachboden? – des Hauses ihrer Tante plötzlich aufgetaucht sei und niemand sich erklären könne, wie sie dahin gekommen sei? Ihren längst toten Großeltern vielleicht die Entwendung der Figur in die Schuhe schieben? Oder vielleicht sogar ihrem Vater! Sie lachte. Berühmter Neurochirurg war in seiner Kindheit ein Kunstdieb! Katharina hatte ihr die Geschichte erzählt, die dem Entwenden der Krippenfigur vorausgegangen war. Irene hatte diese Geschichte bereits gekannt. Ihr Vater hatte sie gelegentlich als Anekdote von sich gegeben. Eine solche Anekdote machte sich nicht schlecht. Bereits als Kind eine Kopfoperation durchgeführt, da war wohl schon abzusehen, dass nur ein Neurochirurg aus ihm werden konnte. Reine Neugier, Wissensdurst habe ihn angetrieben, sagte ihr Vater stets, wenn er davon berichtete. Doch so ganz glaubte Irene ihm das nicht. Es mochte doch auch etwas wie Wut in ihm gewesen sein, nicht auf seine Schwester, sondern auf die Umstände der Zeit. Anton, sein Vetter, der junge Mann, den ihr Vater kindlich verehrt hatte, war kurz vor Weihnachten gefallen. Sein Kopf von einer Granate zerschmettert, wie es hieß. Wut auf den Granatenwerfer oder vielleicht noch mehr auf jene, die Anton in den Krieg geschickt hatten.

In diese Geschichte war dieser Jüngling aus Lindenholz einbezogen. Und damit auch jener, der ihn geschnitzt hatte. Daniel Schmiedleitner, der sich selbst in dieser so unschuldig-reinen, staunenden Figur dargestellt haben soll. Die Hand, die in lockerer Geste auf seine Brust deutete, als würde er fragen: „Meinst du wirklich mich; bin ich gemeint, dieses Wunderbare anzusehen?“ Und irgendwie auch jener andere Daniel, Daniel Holzleitner, der mit ihr ein Seminar besucht hatte, in dem ihre Professorin sie zum Staunen ermahnt hatte. Und der aus diesem Dorf stammte, in dem Daniel Schmiedleitner gelebt und seine Figuren geschnitzt hatte. Recht ähnlich sah der hölzerne Jüngling eigentlich dem Daniel, den sie vor zehn Jahren kennen gelernt hatte. Vielleicht hatte der Anblick der Figur, zunächst auf einem Foto, dann leibhaftig, sie gerade aus diesem Grund so besonders fasziniert, weil er sie an den Daniel, den sie kannte, erinnert hatte. – Vielleicht würde sie ihm wiederbegegnen eines Tages. Sie hoffte es. Nein, sie war sich dessen gewiss.

4.1.2006 / 18.4.2014